

Thomas Scharf-Wrede

**Wilhelm Maxen (1867–1946).
Seelsorger – Publizist – Politiker**

»Am Fest Mariä Opferung, dem 21. November 1946« – so Konrad Algermissen in seinem 1962 im Kontext des Deutschen Katholikentages in Hannover veröffentlichten Rückblick auf das Leben von Wilhelm Maxen – »verstarb im Schwesternhaus zu Dingelbe eine der bedeutendsten Seelsorger unserer Zeit, Pastor Dr. Wilhelm Maxen, Domkapitular, Päpstlicher Hausprälat und ehemaliger Abgeordneter des Reichstags und des Preußischen Landtags ... Am 26. November 1946 wurde Pastor Maxen auf dem Friedhof ›An der Strangriede‹ in Hannover, im Pfarrbezirk der St. Marien-Gemeinde, in der er jahrelang gewirkt hatte, zur letzten Ruhe bestattet. Selten hat die Großstadt Hannover einen solch imposanten Trauerzug gesehen wie an diesem Tage. Von der vollständig überfüllten St. Elisabeth-Kirche aus zog der riesenlange Trauerzug, dem vor allem die großen Scharen von Männern und Jungmännern aus allen Schichten der Bevölkerung des Gepräge gaben, in einem eineinhalbstündigen Weg durch die Straßen der Stadt ...«¹

Wilhelm Maxen: ein Wegbereiter moderner Großstadtseelsorge, ja: moderner Seelsorge überhaupt. Wilhelm Maxen: ein begnadeter Publizist, der um die Möglichkeiten und Notwendigkeiten einer guten (kirchlichen) Presse- und Öffentlichkeitsarbeit wusste. Wilhelm Maxen: ein engagierter und weitsichtiger Sozialpolitiker. Wilhelm Maxen: ein Priester und Mensch, der stets »das Herz sprechen ließ.«²

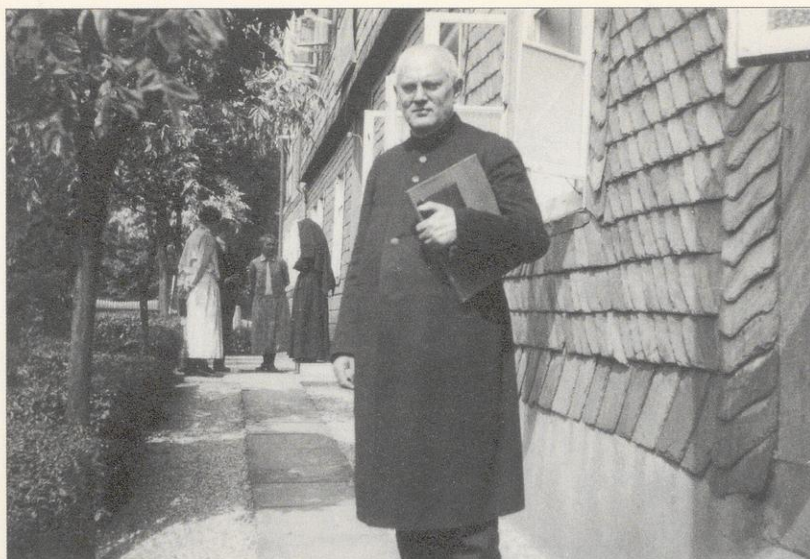


ABB. 1 _ Wilhelm Maxen in Liebenburg

Im Folgenden sei sein Leben und Wirken ein wenig nachgezeichnet, eingeordnet in die Geschichte des Bistums Hildesheim in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; eine Zeit voller Aufbrüche und Umbrüche wie auch Abbrüche, deren Bedeutung nicht zuletzt auch für die aktuellen Veränderungen in unserem Bistum bisweilen (leider) übersehen wird. Primärbasis für diese Skizze sind die zahlreichen aussagekräftigen Unterlagen des Bistumsarchivs Hildesheim und des Pfarrarchivs Hannover St. Marien sowie in ganz besonderer Weise die umfangreiche, vielschichtige Lebensbetrachtung, die Wilhelm Maxen in seinen letzten Lebensjahren in seinem priesterlichen Ruhestand in Dingelbe geschrieben hat; eine Priester-Autobiographie, die – zumindest in Norddeutschland – ihresgleichen sucht.³

Geboren wurde Wilhelm Konrad Maxen am 30. Juli 1867 in Hildesheim am Altenmarkt: im Gemeindebezirk von St. Magdalenen, wo seine Eltern, der erfolgreiche und angesehene Tischlermeister Friedrich Maxen und seine Frau Therese, eine geborene Abmeyer, eines der typischen »Multifunktionshäuser« der etwas wohlhabenderen Bürger Hildesheim bewohnten; unten befand sich die Wohnung der Familie Maxen, darüber waren einige Räume vermietet und unter dem Dach wohnten die Gesellen

und Lehrlinge des Hauses. »Von 1867 an folgte alle zwei Jahre ein Kinde, vier Knaben und fünf Mädchen, deren Pflege die Mutter selbst übernahm«, die aber gleichzeitig ihrem Mann beruflich stets eng zur Seite stand; war in der Werkstatt wieder einmal ein größeres Möbelstück wie etwa ein Schrank oder eine Kommode fertig gestellt, so schlug stets die aus einer ebenfalls sehr erfolgreichen Tischlerfamilie stammende Mutter Maxen den jeweiligen Preis vor – den der Vater dann eigentlich stets übernahm ... Das Familienleben im Haus Maxen kann man wohl nur als gutbürgerlich und gutkatholisch bezeichnen: natürlich saß bei Tisch der Vater ganz oben, ihm zur Seite die Gesellen, dann die Lehrlinge und schließlich – dem Alter nach – die Kinder der Familie. Abends spielte man Glocke und Hammer oder Schwarzer Peter – oder schaute sich die Bilder im »Deutschen Hausschatz« an, löste Rätsel aus »Alte und Neue Welt«. Ja, und an so manchem Sonn- und Feiertag fuhr die Familie Maxen mit dem »Familienwagen« – einem Lastenwagen, gezogen vom Pony Hans – über Einum, Bettmar, Farmsen zu den Verwandten nach Dingelbe auf den großväterlichen Hof.⁴ Auch an politischen und gesellschaftlichen Fragen war man im Hause Maxen überaus interessiert: kein Wunder, war einer seiner Brüder – Ludolph Maxen – doch viele Jahre Leiter des Waisenhauses Henneckenrode bzw. Dechant des Dekanates Bockenem, und ein anderer – Jacob Maxen – Professor der Rechte an der Universität Göttingen bzw. nach der Annexion des Königreichs Hannover durch Preußen im Jahr 1866 Hofrat in Wien und verantwortlich für die Verwaltung der Ländereien des hannoverschen Königshauses; wie übrigens auch Vater Maxen selbst 1864 an der hannoverschen »Expedition« nach Dänemark teilgenommen hatte und 1868 sogar zur Silberhochzeit des hannoverschen Königs nach Österreich reiste: die Familie Maxen war überzeugt welfisch gesinnt.⁵

Äußerst engagiert waren Friedrich und Therese Maxen im religiös-kirchlichen Bereich: Therese Maxen – zeit ihres Lebens in engem Kontakt zu Georg Kniep, viele Jahre Pfarrer von St. Magdalenen und darüber hinaus noch für das Bernwardsblatt, die damalige Kirchenzeitung, verantwortlich – engagierte sich in den Frauengemeinschaften ihrer Pfarrei. Vater Friedrich Maxen war jahrzehntelang im Kirchenvorstand von St. Magdalenen: keineswegs »nur« als einer, der den Klingelbeutel im Gottesdienst herumreichte oder zu Fronleichnam die Altäre mit aufbaute – nein, ob seiner Kenntnis handwerklicher wie wirtschaftlicher Belange zeichnete er anstelle des Pfarrers gemeinsam mit der Klosterkammer

Klosterkammer – ihr gehört die Magdalenenkirche ja – für die bauliche Unterhaltung eben dieser Kirche verantwortlich; die sach- und fachbezogene Mitverantwortung von Laien für die Entwicklung der Gemeinden gehört zu den Typika des kirchlichen Lebens im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Nach einem Jahr im Kindergarten – in der sogenannten Kleinkinderbewahranstalt Klein-Bethlehem, dem heutigen Magdalenenhof – wurde Wilhelm Maxen mit sechs Jahren in die Katholische Volksschule in der Burgstraße eingeschult, von wo aus er zum Josephinum wechselte: weil er seinen Eltern von seiner gesundheitlichen Konstitution her für das Tischlerhandwerk nicht »stabil« erschien ... Die Jahre dort waren für Wilhelm Maxen wohl nicht ganz einfach, in seinen Lebenserinnerungen schreibt er jedenfalls von »mangelhaften Fortschritten in der Schule« und davon, dass die Lehrer »oft Unwillen über meine Aufmerksamkeit zeigten«, weswegen er auch eine Klasse – die Prima – wiederholen musste ...⁶ Dennoch fällt Maxens eigenes Gesamturteil über seine Schulzeit fällt – zumindest im Nachhinein – durchaus positiv aus:

»In den letzten Jahren steigerte sich das Interesse am Studium selbst in Deutsch, Latein, Griechisch, auch in Religion, Mathematik und Physik fesselte der Unterricht sehr. Die ernste Methode der Professoren Voss, Beelte, Büsse und Direktor Kirchhof trieb zu eigenen Studien an. ... Ihnen sei der aufrichtige Dank ausgesprochen, für die jahrelange Quälerei mit diesem zerstreuten, spielerhaften und oft widerspenstigen Zögling. Ihre jahrelange Quälerei trug zur Ausbildung des Denkvermögens, zur Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises durch Mitteilung positiver Kenntnisse und zur Veredelung seines Charakters bei.«⁷ Am 22. Februar 1888 erhielt Wilhelm Maxen sein (ordentliches) Abiturzeugnis, auf dem als Berufswunsch »will Medizin studieren« vermerkt war.⁸

Auf welche Weise es dann doch anders kam, beschreibt Maxen selber so: »Ich entschied mich für die Universität Göttingen. Woher nur die Gelder nehmen? Der Onkel Jacob [der Wiener Hofrat] war inzwischen verstorben, Bruder Heinrich und der jüngere Bruder Jacob erforderten auch Studiums- und Büchergeld. Was nun? Vater Maxen nahm mich in der Woche vor Ostern [1888] mit nach Hannover zu Exzellenz Dr. Windthorst. Beim Begräbnis meines Onkels Jacob hatte Vater diesen großen Mann in Wien kennen gelernt und zum Abschied sagen hören: ›Wenn Sie

später mal Sorgen haben mit ihren Söhnen, kommen Sie mal nach Hannover.« Wir wurden freundlich aufgenommen, Windthorst saß auf seinem Sofa ... Das Ergebnis der Beratung war, zum Landesrat von Hammerstein in Hildesheim zu gehen, um dort ein Provinz-Stipendium für Göttingen zu bekommen. ... In den Ostertagen machte ich mich dann auf den Weg zu Herrn von Hammerstein. Siegesgewiß stolzierte ich über den Altenmarkt, die Bischofsmühle, am Schneidlerschen Graben vorbei in die sogenannte Grund, d.h. den Stadtgraben. Unter dem Kriegerdenkmal plötzlich stoppte mein Schritt. Irgendeine Macht fesselte mich. ... »Wo willst Du denn hin?«, sagte mir eine Stimme. »Du kannst doch kein Mediziner werden, du willst ja Theologe werden.« Und als Antwort gab ich mir ein kräftiges »Kehrt marsch« wieder zurück. ... So klar und fest und froh stand mir nun der Beruf vor Augen, dass ich in meinem ganzen Leben keinen Augenblick an demselben irre geworden bin.«⁹

Die Eltern trugen den zweifelsohne überraschenden Sinneswandel ihres Sohnes mit und schon am nächsten Tag wurde Wilhelm Maxen bei Bischof Daniel Wilhelm Sommerwerck vorstellig, der ihn mit großer Freude in die kulturkampfbedingt kleine Schar der Hildesheimer Priesteramtskandidaten aufnahm. Nach einem Studiensemester in Münster wechselte Maxen nach Rom, wo er am 1. November 1888 ins Collegium Germanicum aufgenommen wurde und das sechsjährige Studium der Philosophie und Theologie absolvierte; weswegen Rom? U.a. weil ihm ein langjähriger Schulfreund, Joseph Flügel, immer wieder voller Begeisterung von seinem dortigen Studium erzählt bzw. geschrieben hatte und weil die »Ewige Stadt« einfach einen ganz besonderen Reiz auch auf Wilhelm Maxen ausübte. Dessen Erwartungen an Rom sind – liest man die 60 Seiten in seinen Lebenserinnerungen über seine dortige Zeit – dann auch voll und ganz in Erfüllung gegangen: ein anspruchsvolles, einen breiten Horizont eröffnendes Studium und viele intensive, Fragen wie Antwort gebende, Gespräche mit den Mit-Alumnen des Seminars; nicht zu vergessen die »Ausblicke« in die Kultur und Geschichte des Landes, das Maxen wie seine Mitstudenten in den Ferien durchaus intensiv erkundete; im Rückblick auf seine Studienzeit sprach Maxen immer von den »sieben fetten Jahren meiner Seele.«¹⁰ Nach 6 Semestern Philosophie, 2 Semestern Ethik, 2 Semestern Physik und Mathematik, 2 Semestern Astronomie, 8 Semestern Dogmatik, 4 Semestern Moral, 2 Semestern Exegese, 2 Semestern Kirchenrecht und 2 Semestern Kirchengeschichte wurde Wilhelm Maxen am 28. Oktober 1894 durch Kardinal Parochi –

den Generalvikar Papst Leo XIII. – im Germanicum zum Priester geweiht; seine Primiz feierte er dann in der Kathedalkirche Santa Maria Maggiore. Über das anschließende Studien-Examen notierte Wilhelm Maxen in seinen Lebenserinnerungen: »Die vier Examinatoren ... suchten nicht eine materielle Fülle auswendig gelernter Sätze, sondern die Fertigkeit des Schülers, irgendeine Wahrheit gründlich zu beurteilen und auch in ihren Schwächen aufzeigen zu können.¹¹

Als Doktor der Philosophie und Doktor der Theologie kehrte Wilhelm Maxen 1895 ins Bistum Hildesheim zurück – nach Hannover, wo er am 16. Dezember seine Kaplanstätigkeit in der erst fünf Jahre zuvor errichteten St.-Marien-Gemeinde antrat. St. Marien: eine ungemein große und prächtige Kirche im industriell geprägten Norden Hannovers – maßgeblich finanziert durch den hier ansässigen Zentrumsführer Dr. Ludwig Windthorst, der u. a. anlässlich seiner Goldenen Hochzeit im Jahr 1888 das katholische Deutschland aufgefordert hatte, sich am Bau dieser vor dem Hintergrund der rasanten Entwicklung Hannovers dringendst benötigten Kirche zu beteiligen; ein Aufruf, der breiteste Resonanz fand, stiftete doch den von Christoph Hehl entworfenen Hochaltar Papst Leo XIII. (in seiner römischen Zeit hatte Maxen diesen Entwurf übrigens bei einer Audienz Bischof Sommerwercks beim Papst bereits gesehen...), stifteten die Seitenaltäre die Bischöfe Sommerwerck und Kopp – und die katholischen Vereine ganz Deutschlands brachten so viele Mittel auf, dass bei Windthorsts Tod am 14. März 1891 von insgesamt 500.000 nur noch knapp 200.000 Mark offen standen – von denen der in finanziellen Fragen durchaus »kreative« Bischof Sommerwerck durch eine wiederum deutschlandweite Windthorst-Gedächtnis-Sammlung binnen eines dreiviertel Jahres noch einmal rund 60% aufbringen konnte ...¹²

Acht Jahre blieb Wilhelm Maxen als Kaplan in St. Marien – mit den für Kapläne üblichen Aufgaben in der Seelsorge, im schulischen Religionsunterricht und im Vereinsbereich. Acht Lehrjahre, in denen Maxen nach und nach seinen eigenen Weg zu gehen begann: angeleitet nicht durch theoretische Einführungen, sondern durch das praktische, alltägliche Vorbild »seines« Pastors Adalbert Gerhardy; des Gründungspastors von St. Marien, der bis zu seinem Tod im Januar 1917 hier tätig blieb. Von ihm erfuhr Maxen so manches über Ludwig Windthorst, dessen Grab in der Marienkirche sich sehr rasch zu einer Art »Wallfahrtsort« keineswegs nur der hannoverschen Katholiken entwickelte, und über die Be-



ABB. 2 _ Pastor Maxen mit Mitbrüdern vor dem Pfarrhaus von St. Marien

deutung resp. gangbaren Wege einer realitätsorientierten Pastoral, insbesondere bezüglich der katholischen Vereine. In seinen Lebenserinnerungen widmet Maxen Pastor Gerhardy breiten Raum, wobei er besonders dessen (erfolgreiches) Bemühen um die weitere Ausgestaltung der Marienkirche – etwa durch die Anschaffung eines Kreuzwegs oder der Abschlussfenster des Querschiffes – und dessen »von Ausdauer, Liebe und heiligem Ernst« geprägten Schul- und Erstkommunionunterricht herausstellt. Über die Gerhardy'sche Vereinsarbeit heißt es hier u. a.:

»Wenn der Präses Gerhardy zum Josephs-Verein ging, am Sonntagabend, dann klopfte er mit dem Stock auf dem Vorplatz an. Das war die Einladung für einen der Kapläne, ihn zu begleiten. ... Und so bin ich denn manchen Sonntag an der Seite des schweigsamen Mannes zu Bäckerstraße gepilgert zur besten Einführung in das Vereinsleben«; wobei Maxen selbst hier so manchen Vortrag über politische oder gesellschaftspolitische Tagesfragen hielt.¹³ Und auch an so manchem Werktag begleitete Maxen seinen Pastor, pflegte dieser doch immer wieder Familien seiner Gemeinde zu Hause zu besuchen: vorrangig diejenigen Familien, in denen gerade ein Kind geboren war – damit dieses auch rasch getauft würde; »Einen der ersten Aufträge bekam der neue Kaplan in einem Bündel Geburtsanzeigen, deren Taufe noch nicht angemeldet war. Eine praktische Einführung in die Hausbesuche.«¹⁴

Wie Maxen auch von seinem Mitkaplan Johannes Reinhard, von 1890 bis 1900 in St. Marien, so manches lernte: u.a. einen offenen, freundlichen Umgang mit jungen Menschen – von denen nicht wenige sein kleines Zimmer als wunderbaren Ort für eine ordentliche Runde Skat oder auch als »Zufluchtsort bei Jammer«¹⁵ zu schätzen wussten – wie auch über die Bedeutung kirchlich orientierter Kleinschriften für den gemeindlichen Alltag; was brachte Kaplan Reinhard nicht alles an Kalendern, Broschüren und Vereinszeitschriften unters (katholische) Volk – übrigens teilweise recht »kreativ«, zahlte er Schulkindern, die einen neuen Abonnenten für die Hannoversche Volkszeitung gewannen, doch stets eine Prämie von 20 Pfennig ...¹⁶

Auch wenn Maxen noch bis 1903 Kaplan in St. Marien blieb: spätestens 1898 war seine »Lehrzeit« zu Ende – indem er jetzt die Verantwortung für die »Hannoversche Volkszeitung« übernahm und auch zunehmend zum entscheidenden Motor des katholischen Vereinswesens in der Stadt Hannover wurde; insbesondere für den »Volksverein für das Katholische Deutschland«, dem »Sammelbecken« kirchlichen Engagements in der Welt und für die Welt.

Aber wie sah es damals – um die Jahrhundertwende – eigentlich in Hannover so aus, was war das für eine Gemeinde resp. Teilkirche? Nun, auch um 1890/1900/1910 war Hannover »etwas Besonderes«: Hannover war Provinzhauptstadt und damit Sitz des Oberpräsidenten resp. der ihm zugeordneten Landesbehörden, war die mit Abstand größte und bevölke-

rungsreichste Stadt der Provinz, hier gab es eine reichsweit angesehene Technische Universität sowie ein weit gefächertes kulturelles Leben – und schließlich war Hannover natürlich auch das Wirtschafts- und Industriezentrum schlechthin; mit durchaus schon europaweit agierenden Unternehmen wie den Continental-Gummiwerken oder der Maschinen- und Motorenfabrik Hanomag. 1873 hatte die Einwohnerzahl Hannovers erstmals die magische 100.000er Grenze überschritten, um dann bis zum Ersten Weltkrieg weiter auf 325.000 zuzüglich rund 85.000 Einwohner im damals noch selbständigen Industrie-Vorort Linden anzusteigen. Im Zuge dieser Entwicklung nahm auch die Zahl der Katholiken deutlich von 10.000 auf gut 48.000 zu, weswegen denn auch der kontinuierliche Ausbau des kirchlichen Gemeinde-, Bildungs- und Sozialnetzes von unabdingbarer Notwendigkeit war.¹⁷ Als erste Kirche nach St. Clemens kam 1874 die St.-Godehard-Kirche in Linden dazu, es folgte 1890 St. Marien, 1893 St. Bernward in Hannover-Döhren, 1895 St. Elisabeth im Osten, 1902 St. Benno in Linden, 1905 Herz Jesu in Misburg sowie 1912 St. Joseph im Nordosten; im Blick auf den Einzugsbereich von St. Marien muss hier auch noch die 1911 errichtete St. Bonifatiuskirche in Gehrden erwähnt werden. Einen ähnlichen Aufschwung nahm das konfessionsgebundene Volksschulwesen: bei allen Kirchen bzw. in allen Gemeinden wurden bis zum Ersten Weltkrieg auch katholische Volksschulen errichtet – für St. Elisabeth und St. Joseph aus Kostengründen eine gemeinsame an der Grenzlinie der beiden Gemeindebezirke –, wie es mit dem Mädchenlyzeum St. Ursula in Hannover auch eine weiterführende katholische Schule gab; katholische Jungen waren dagegen auf das Hildesheimer Josephinum mit dem ihm zugeordneten Konvikt angewiesen. Zentren der sozial-caritativen Arbeit der katholischen Kirche in Hannover waren die Einrichtungen der Vinzentinerinnen: die beiden bewusst nicht konfessionsbezogen arbeitenden Krankenhäuser St.-Vincenz-Stift am »Neuen Haus« und St.-Joseph-Stift in Linden, die Wohnheime für alleinstehende berufstätige Frauen und natürlich die verschiedenen Kindertageseinrichtungen; »Kleinkinderbewahranstalten« nannte man diese damals – ob der Berufstätigkeit keineswegs nur unverheirateter Frauen waren sie ein unabdingbares Muss im Kanon sozialer Dienstleistungsangebote der katholischen Kirche.

»Herzstück« des kirchlichen Lebens um die Jahrhundertwende waren die katholischen Vereine, in denen Wilhelm Maxen eine erhebliche Rolle zukam. Allein in St. Clemens, der Muttergemeinde der hannoverschen Ka-

tholiken, gab es 1917 sage und schreibe 17 verschiedene Vereine: einen Frauenverein, einen Männerverein, einen Jungfrauenverein, einen Jungmännerverein, einen Elisabethverein, einen Vinzenzverein, einen Bonifatiusverein, einen Borromäusverein, einen Cäcilienverein, einen Volksverein usw. – in allen hannoverschen Gemeinden zusammen waren das damals 118 Vereine ... Was dabei besonders wichtig war: dass man sich vereinsseitig keineswegs immer nur auf das eigene Gemeindegebiet beschränkte – wie, wir kommen später noch einmal ausführlicher darauf zu sprechen, die Pfarrei resp. die territorial umgrenzte Gemeinde von 1920/1930 sowieso nur von bedingter Relevanz war: nämlich für den normalen Gottesdienstbesuch und Sakramentenempfang. Zentrum der pfarrübergreifenden Vereinsarbeit war ab 1893 das Vereinshaus bei St. Clemens: im Keller, Hochparterre und erstem Stock befanden sich die verschiedenen Vereinsräume sowie die Hauskapelle und in den beiden darüber liegenden Stockwerken dann 40 Zimmer für bis zu 120 Personen, vornehmlich Wandernde Gesellen oder auch länger in Hannover arbeitende alleinstehende Männer; selbst einige einfache Familienwohnungen gab es hier: damit »im Fall der Fälle« die Bewohner nicht auf einmal auf der Straße saßen ... In diesem Vereinshaus kam u. a. – um nur ein Beispiel herauszugreifen – der pfarrübergreifend organisierte Gesellenverein zusammen: hier veranstaltete der rund 300 Mitglieder zählende Verein seine »Winterkurse« – berufsbildende Kurse für Tischler, Metallhandwerker und Maler – und seine allgemeinbildenden Kurse in Deutsch, Rechnen, Geschäftskorrespondenz und Religion, wie auch die Geselligkeit natürlich nicht zu kurz kam; u. a. in einer Theatergruppe, einer Turn- und Sportabteilung, einer Kegelabteilung und einer Wandergruppe ... Wichtig waren auch die »Kranken-Unterstützungskasse« oder die »Gesellenvereins-Sparkasse« und natürlich die regelmäßigen, meist auch gut besuchten, religiösen Angebote wie Gottesdienste und Exerzitien oder Gemeinschaftskommunionen.

Eine besondere Bedeutung im Gesamt der katholischen Vereine besaß der »Volksverein für das katholische Deutschland«, durch den die katholische Soziallehre resp. das »Katholik-Sein-im-Alltag« in breiteste Kreise getragen wurde; die katholische Sozialbewegung dieser Zeit war kein Privileg einiger weniger. Gerade der Volksverein hat dazu beigetragen, dass die deutschen Katholiken nach dem Kulturkampf aus ihrem sozialen, wirtschaftlichen und politischen Ghetto wieder herauskamen und sich für eine positive Mitarbeit im Staat entschieden – wobei sein



ABB. 3 _ Wilhelm Maxen als Schafhirt, Liebenburg/Harz, August 1928

reformerischer und entschieden sozialer Akzent auch den Einfluss der Sozialdemokratie auf die katholische Arbeiterschaft abwehren sollte ... Ein erster Gründungsversuch in Hannover Anfang der 1890er Jahre misslang – erst 1898 ließ sich das realisieren, wie Wilhelm Maxen in seinen »Erinnerungen an St. Marien«, dem zweiten und wesentlich themenorientierteren Teil seiner Lebensrückschau, ausführte: Nach einem Sozialen Kursus in Straßburg, einer von der Mönchengladbacher Zentrale des Volksvereins organisierten Fortbildungsveranstaltung für Multiplikatoren von dessen Grundideen, gelang es Maxen und dem hannoverschen (katholischen) Kaufmann Bernhard Endler, die renommierten Reichstagsabgeordneten und Volksvereins-Protagonisten Ernst Lieber und August Pieper zu einer großen Vortragsveranstaltung nach Hannover zu holen: wo dann gleich 800 katholische Männer ihren Beitritt zum Volksverein erklärten. Dass sie dabei blieben und der Volksverein in der Folgezeit noch weiter wuchs – es ist ganz wesentlich ein Verdienst Wilhelm Maxens, der a) immer wieder auf den Veranstaltungen des Vereins zu den verschiedensten politischen, gesellschaftlichen und kirchlich-religiösen Themen referierte und b) auch vielschichtige und ganz konkrete Hilfsangebote für die Vereinsmitglieder initiierte. U. a. durch das

1900 im katholischen Vereinshaus eingerichtete »Volksbüro«, in dem ehrenamtliche – später sogar hauptamtliche – Kräfte, die durch Schulungskurse der Mönchengladbacher Volksvereinszentrale entsprechend qualifiziert waren, Rechtsberatung in wirtschaftlichen und sozialen Fragen erteilten; einschließlich des entsprechenden Schriftverkehrs mit Behörden, Krankenkassen oder Arbeitgebern. 1903 – um ein Geschäftsjahr herauszugreifen – wurden vom »Volksbüro« 4.849 Auskünfte erteilt und 4.098 Schriftstücke gefertigt – für 2.148 Arbeiter, 630 Arbeiterinnen und 1.325 Handwerker; eine beeindruckende, vielleicht aber auch ein wenig bedrückende Zahl, verdeutlicht sie doch auch, wie schwierig um die Jahrhundertwende der Alltag für so manchen Arbeiter und Handwerker war.¹⁸

Das Tagebuch des Geschäftsführers des Volksvereins – Wilhelm Maxen, wer wohl sonst ... – gibt einen kleinen Einblick in die Vielfalt des Volksvereinslebens: dass die Veranstaltungen doch recht häufig stattfanden, ohne dabei allerdings immer wirklich gut besucht zu sein, ja dass so manches Mal nur zwei oder drei Männer zu einer Vorstandssitzung kamen – und dass der Volksverein wirklich einen umfassenden Bildungsauftrag verfolgte. U.a. findet sich in diesem Heft ein Zeitungsartikel aus der »Hannoverschen Volkszeitung«, in dem von einem »Sozialen Unterrichtskursus« mit Lehrer Becker aus Linden berichtet wird:

»... Es war eine ernste Gewissenserforschung für unser Vereinsleben und klang in dem dringenden Mahnruf aus: möchten sich alle Vereinsmitglieder ihrer großen Pflichten bewusst werden, welche der moderne Geisteskampf von den katholischen Männern erwartet! Wer heute von seiner Religion nicht überzeugt ist und nicht zur sachlichen Verteidigung gewappnet ist, der hat auch kein Anrecht auf die Wohltaten der Religion und ist Schuld daran, dass das Reich Gottes aus weiten Kreisen des öffentlichen Lebens gedrängt wird.«¹⁹ Dem Volksverein ging es um »Rüstzeug für den Alltag«...

Zum 7. April 1903 wurde Wilhelm Maxen durch Bischof Sommerwerck »von den Obliegenheiten eines Kaplans an der Marienkirche ... bis auf weiteres entbunden ..., um sich denjenigen das soziale, caritative und Missionsgebiet behandelnden Aufgaben freier widmen zu können«, kurzum: unter Verleihung des Titels »Pastor« wurde Wilhelm Maxen von der ordentlichen Pfarrseelsorge frei gestellt.

»Ob es sich um den Gesellenverein handelte oder den Katholischen Deutschen Frauenbund, um die Christlichen Gewerkschaften, um die Zusammenarbeit der Konfessionen an der Front des sozialen und politischen Lebens, um die Bahnhofsmision oder um die Gründung der Cassa di mutuo soccorso Regina Margarita für die zahlreichen italienischen Arbeiter – alles lief über sein Sekretariat. Bei all dem war er mehr als Organisator. Die Organisation war ihm nur Mittel zum Zweck, aber ein notwendiges. Für die Kleinarbeit sammelte er eine große Schar von Helfern um sich, und die Lagebesprechungen und Aktionsberichterstattung mit seinen Helfern führten die Laien in eine moderne Schule des Laienapostolates. ... Aus der Situation heraus, die er genau kannte, entwickelten sich bestimmte Schwerpunkte seiner Seelsorge. Im Vordergrund stand die Sorge um die Arbeiterschaft, die er aus dem Sog des Marxismus und des Freidenkertums zu lösen versuchte. ... Die Zugezogenen mussten erfasst und besonders betreut werden, damit sie neue Heimat in der Kirche finden konnten. Und das Strandgut der Großstadt, streunende Jugend und Obdachlose, musste die Nestwärme katholischer Liebe erfahren. Pastor Maxen hatte kein vorgegebenes Konzept, aber eine ganz persönliche, aus seinem priesterlichen Wesen abzuleitende Methode für die Seelsorge: er sah immer das Ganze der Stadt, ihre Lebenseinheit im Reichtum der vielfältigen Differenzierung. Er lehnte eine eklektizistische Seelsorge, die bald hier, bald dort in willkürlicher Auswahl arbeitet, ab, immer das Ganze vor Augen, jedem das Seine gebend.«²⁰

Drei Jahre blieb Maxen Caritassekretär, dann erreichte ihn – plötzlich und unerwartet – das Ernennungsdekret zum Pfarrer an St. Godehard in Linden. »Wer soll denn mein Sekretariat und die Zeitung und die Vereine übernehmen?«, so seine erste Reaktion gegenüber Propst Schreiber, der seinerseits nur lapidar antwortete: »Das können Sie mitnehmen«...²¹ Und so ging Maxen nach Linden, wo er – den Erwartungen Kapitularvikar bzw. Bischof Dr. Adolf Bertrams entsprechend – die nicht unerheblichen innergemeindlichen Streitigkeiten beenden und die Gemeinde, insbesondere ihr sehr vielschichtiges Vereinsleben, neu ausrichten konnte. In St. Godehard übernahm Maxen auch zum ersten Mal das Amt eines nebenamtlichen Kreisschulinspektors, durch das er weitere Erfahrungen im Umgang mit kommunalen Behörden sammeln konnte. U. a. gelangen in diesen Jahren die Einrichtung einer katholischen Hilfsschule an der Posthornstraße und der Neubau einer zweiten katholischen Volksschule bei der 1902 errichteten St.-Benno-Kirche, wie auch das Godehardistift

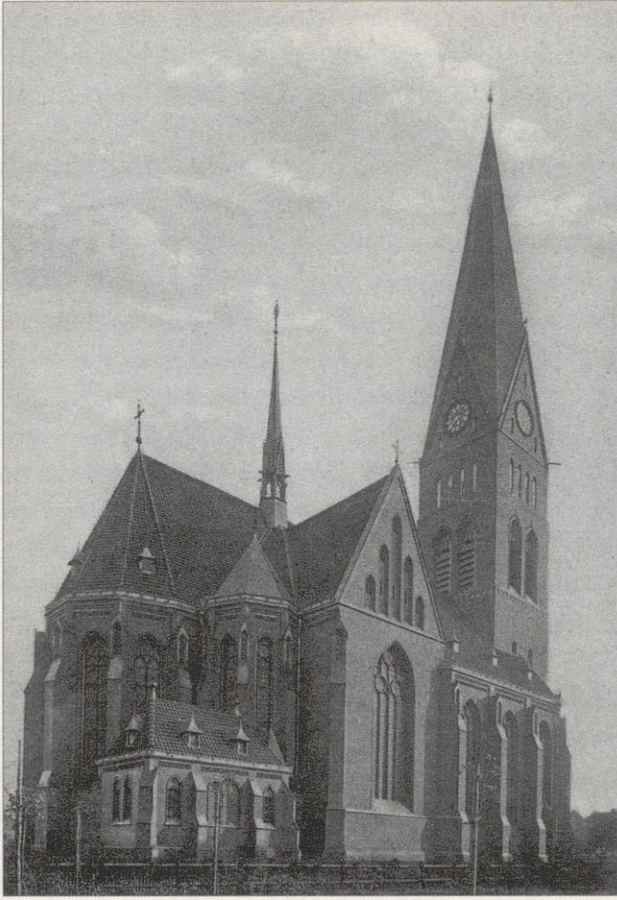


ABB. 4 _ St.-Marien-Kirche, Hannover, Außenansicht

zu einem Waisenhaus und einer Kommunikantenanstalt erweitert wurde. Von Linden aus kümmerte sich Pfarrer Maxen auch um die Katholiken in Gehrden, Empelde, Bennisgen usw., vornehmlich polnische und italienische Saisonarbeiter in der dortigen Landwirtschaft. 1906 feierte Maxen den ersten Gottesdienst in Gasthäusern in Gehrden und Bennisgen, worüber er in seinen Lebenserinnerungen schrieb: »Zu dem Gottesdienst fuhren wir mit der Bahn nach Bennisgen. Hier erwartete uns eine der Herrschaftsdroschken von der Zuckerfabrik Bennisgen oder vom Gute Gestorf oder vom Gute Bredenbeck und brachte uns zum Steinkrug. Waren Italiener da, so gab es drei Predigten, eine vom Vorarbeiter übersetzte polnische und eine italienische. Fast jedes Mal war in den



ABB. 5 – St.-Marien-Kirche, Hauptschiff mit Blick auf Kanzel und Hochaltar

Nebenräumen hl. Beichte ... Nach dem Hochamt erwartete uns die Droschke von der Zuckerfabrik Gehrden für den zweiten Gottesdienst im Saal von Herrn Lösche.«²²

Als Pfarrer besaß Maxen – trotz seiner »Nebentätigkeit« bei der Hannoverschen Volkszeitung – jetzt auch einige »Freiheiten«, die ihm u. a. 1908 die Teilnahme an einem internationalen Kongress über Auswandererfragen in Mailand oder am Eucharistischen Kongress in Wien 1912 sowie eigene Referate auf den Deutschen Katholikentagen in Essen (1906) und Metz (1913) sowie auf dem Deutschen Caritastag in Essen (1910) ermöglichte – wie in seine Zeit in St. Godehard auch die Gründung der »Freien Vereinigung für Caritashilfe in der Seelsorge« zählte, die Maxen gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Deutschen Caritasverbands, Dr. Lorenz Werthmann, 1911/12 erreichte; bis 1922 blieb Maxen Vorsitzender dieser deutschlandweiten Arbeitsgemeinschaft.²³ Anlässlich des 60. Geburtstags von Wilhelm Maxen 1927 umschrieb P. Wilhelm Wiesen, seit 1920 hauptamtlicher Geschäftsführer der Seelsorgehilfe, deren Aufgabe so:

»In den Großstädten, in den Industrieorten, in der Diaspora haben die Schwierigkeiten, die sich der Arbeit des Klerus entgegenstemmen, eine

immer größere Ausdehnung angenommen. Von hier aus ging der Ruf nach neuer, vermehrter Laienhilfe. Wo irgend es sich ermöglichen ließ, haben die Seelsorger schon jetzt eine Schar opferbereiter, glaubensbereiter Laien um sich gesammelt. Mit ihrer Hilfe wollen sie es ermöglichen, mit allen Pfarrkindern in dauernder Fühlung zu bleiben, rechtzeitig den Gefährdeten zu schützen, den Irrenden zurückzuführen, den Gleichgültigen zu wecken, den Verwahrlosten retten zu können. Die Mitarbeit der Laien wünschen sie sich, um alle jene technischen Hilfsmittel zu vollen Anwendung bringen zu können, deren die Seelsorge in den Städten heute nicht mehr entraten kann, deren Durchführung durch den Geistlichen selbst dessen ganze Arbeitskraft absorbieren und ihn von der eigentlichen seelsorglichen Arbeit abhalten würden«, womit u.a. die Bedeutung von Pfarrkartotheken und Gemeindeblättern gemeint war, die Maxen auf dem Katholikentag in Metz in sehr nachhaltiger Weise betonte.²⁴

So überraschend für Wilhelm Maxen seine Versetzung nach Linden gekommen war, so »moderat« verlief 1917 sein Wechsel zurück nach Hannover St. Marien: »Willst Du nicht nach St. Marien übersiedeln? Ich lasse Dir freilich volle Freiheit und will keinerlei Zwang ausüben«, so Bischof Dr. Joseph Ernst in seinem Schreiben vom 30. Januar 1917 an Wilhelm Maxen – der diesen Ruf natürlich annahm und am 18. März 1917 durch Propst Hermann Seeland in seiner neues Amt eingeführt wurde.²⁵ Bis 1938 blieb Wilhelm Maxen Pfarrer in St. Marien, 1936 mit dem (ersten) Ehrentitel eines Ehrendomherren am Dom zu Hildesheim ausgezeichnet. 1938 verzichtete er aus Gesundheitsgründen auf seine Pfarrei und zog ins St.-Vincenz-Stift, wo er bis 1943 lebte. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er dann in Dingelbe, nahe dem Bauernhof seines Großvaters Wilhelm Maxen, wo er am 21. November 1946 auch verstarb.

Habe ich bislang versucht, Ihnen das Leben und Wirken Wilhelm Maxens in eher chronologischer Weise näher zu bringen, so will ich dieses im Folgenden stärker systematisieren: konzentriert auf die Themen Seelsorge, Publizistik und Politik.

Als von frühester Jugend an politisch denkender und politisch handelnder Mensch kandidierte Wilhelm Maxen 1903 zum ersten Mal für den Deutschen Reichstag: als sogenannten Zählkandidat des Zentrums im Wahlkreis VIII Hannover, den letztlich – wie schon die Jahre zuvor – der

Kandidat der SPD klar gewann, wobei Maxen sein selbstgestecktes Ziel dennoch erreichte, nämlich auf die konfessionelle wie parteipolitische Minderheit in der Provinzhauptstadt Hannover aufmerksam zu machen. Was übrigens – wie auch sein Engagement im Volksverein und in der Hannoverschen Volkszeitung – realiter nicht unbedingt immer den Beifall der Hildesheimer Bistumsleitung fand. So schrieb etwa Kapitularvikar Dr. Adolf Bertram am 26. Juni 1906 an Propst Schreiber in Hannover:

»Die Vorgänge bei der dortigen Reichstagswahl haben mir wiederholt den Gedanken nahe gelegt, dem Herrn Pastor Dr. Maxen in Linden zu empfehlen, in politischen Bewegungen nicht eine so exponierte Stellung einzunehmen, wie es von einem Vorsitzenden des Wahlkomitees einer politischen Partei verlangt wird. Alle die Angriffe und Bitterkeiten, die mit einer solchen Stellung verbunden sind, gereichen ... doch dem seelsorglichen Wirken zum Nachteil, ziehen den Geistlichen in das Parteigetriebe ... und können unter Umständen dem Ansehen des Pfarrers einen Anstrich geben, der mit der Heiligkeit des Amtes in den Augen der Gemeinde schwer vereinbar ist. Ich halte diese Bedenken für so ernst, dass ich als Diözesan-Oberer die Frage zu erwägen habe, ob ich unter kanonischem Gehorsam dem Herrn Dr. Maxen befehlen muss, die Stelle eines Vorsitzenden im Wahlkomitee niederzulegen.«²⁶

Deutliche Wort – wobei Propst Schreiber es verstand, Wilhelm Maxen zu einem »freiwilligen« Verzicht auf den seitens des Kapitularvikars/Bischofs beanstandeten Posten zu bewegen. Aber natürlich dachte und handelte Wilhelm Maxen weiterhin politisch, nur eben jetzt nicht mehr an vorderster Front, sondern auf eher »indirekte« Weise: mittels des katholischen Vereinswesens resp. durch seine Bemühungen um die Christliche Gewerkschaftsbewegung. Erst 1919, also nach dem Wechsel Bertrams auf den Breslauer Bischofsstuhl und den Unruhen des Ersten Weltkriegs und der Deutschen Revolution, ließ sich Maxen wieder ganz direkt auf das »Abenteuer Politik« ein: als gemeinsamer Kandidat des Zentrums und der Deutsch-Hannoverschen Partei für die Preußische Verfassungsgebende Versammlung und die Weimarer Nationalversammlung. In seinen Lebenserinnerungen schrieb er selbst dazu:

»Es fanden sich die Deutsch-Hannoveraner und Zentrumsleute wieder zur alten Waffenbrüderschaft und stellten eine Liste auf, an deren Spitze der Lehrer Alpers und Maxen standen. Das große Werbeplakat stellte auf

gelbem Grund das weiße springende Sachsenroß dar mit der leuchtenden Überschrift: ›Landsleute, wählt die Liste Alpers-Maxen usw.‹. Der Schimmel sprang nun fast an allen Straßenecken, aber die SPD fürchtete die zugkräftige Parole und antwortete mit einem gleichen Plakat, nur hatte der Schimmel einen schwarzen Reiter bekommen ... im Jesuitental mit schwarzem, breitkremigen Jesuiten-Hut, mit dem Rosenkranz in der Linken und dem Brevier in der Rechten und darunter die herausfordernde Frage: ›Landsleute? Darum wählt die Sozialdemokratische Liste!‹ Nicht nur an Straßenecken, sondern auch auf Postkarten wurde diese Spekulation auf konfessionelle Instinkte verbreitet. Nun kam der dritte Schimmel. Am Sockel des Ernst-August-Denkmal's erschien er und auf ihm saß eine rote Gestalt, die vom Sattel rutschte und entsetzt ausrief: ›Hilfe, Hilfe!‹ Reden über Reden folgten. In der Stadthalle, im Beethovensaal, im evangelischen Vereinshaus, im Döhrener Turm war bei den gemeinsamen Versammlungen der nichtsozialistischen Parteien kein Platz mehr zu kriegen.«²⁷

Als Nr. 2 der Liste wurde Maxen in beide Gremien gewählt – ein Zusatzamt, das ihn doch erheblich belastete, musste er so doch allwöchentlich zwischen Hannover, Weimar und Berlin pendeln – weswegen er sein Mandat auch zum 1. Dezember 1921 wieder zurückgab. In den Protokollen der Nationalversammlung wie des Reichstags wird Wilhelm Maxen als regelmäßiger Sitzungsteilnehmer aufgeführt, das Wort hat er in ihnen jedoch nicht ergriffen: letztlich war diese Ebene nicht »seine Welt«, zu viele Kompromisse und zu wenig direkte, erkennbare – weil in der Realität des Alltags umsetzbare – Erfolge. Eine seiner Seelsorgehelferinnen erinnerte sich einmal so: »Er glaubte Einfluss nehmen zu können für die christliche Gestaltung des Neuen, aber er sah selbst ein: Man erreicht nichts! Man vertut Zeit und Kraft in langen Auseinandersetzungen und setzt sich nicht durch.«²⁸

Wilhelm Maxens ganz besonderes und durchaus auch politisches »Revier« war die Publizistik, sprich: der Aufbau und die kontinuierliche Sorge um eine gute katholische Öffentlichkeitsarbeit – um die »Hannoversche Volkszeitung« und die »Grüße aus der Mariengemeinde« sowie so manche ad-hoc-Kleinschrift.²⁹ Eine erste katholische Zeitung erschien in Hannover Ende 1885, zunächst einmal pro Woche, dann zweimal und schließlich ab 1891 sogar täglich. Allerdings fand diese, von den hannoverschen Druckereibesitzern Wisser bzw. Giesel und Kaplan Jürdens von

St. Clemens verantwortete, Zeitung nicht den gewünschten resp. notwendigen Absatz, so dass sie 1894 vom Hildesheimer Verleger Friedrich Kornacker übernommen wurde. In dessen Verlag erschien bereits eine katholische Zeitung: die »Hildesheimsche Zeitung« – als deren sogenanntes Kopfblatt er jetzt auch die »Hannoversche Volkszeitung« herausgab, d. h. diese übernahm aus Hildesheim den politischen Teil und brauchte selbst nur die Lokalnachrichten und einige Inserate beizuteuern. Wilhelm Maxen übernahm zum 1. Januar 1898 eben diese Lokalredaktion dieser neuen Zeitung, die er zum »geistigen Mittelpunkt für die Katholiken Hannovers« entwickeln wollte; was ihm auch gelang. Ab Januar 1907 erschien die »HV« zweimal die Woche, ab September 1909 – nach der Einstellung eines hauptamtlichen Redakteurs – sogar als Tageszeitung:

»Die HV tritt als eine positiv katholische Zeitung auf. Ihr Ziel ist das Ziel des Katholizismus überhaupt, ihre Problematik ist die Problematik des Katholizismus innerhalb des in seiner Mehrheit außerhalb der Kirche stehenden Volkstums«, so Maxen in der inzwischen mit rund 5.000 Exemplaren erscheinenden Hannoverschen Volkszeitung vom 3. Dezember 1927.³⁰ »Damals hielt die äußere Entwicklung der Gemeinden vielfach die Vereine in Tätigkeit, in denen reges Leben herrschte. Aber der Zusammenhang unter den verschiedenen Gemeinden selbst war nur lose. Gemeinsame Kundgebungen gab es nach Windthorsts Tode kaum; äußerlich flaute der Kulturkampf ab. Wenn man auch erst allmählich die gewohnte apologetische Form und Arbeit aufgab, so hörte doch nach und nach die Abwehrstellung katholischer Kreise gegen das damalige rücksichts- und rechtlose Gebaren regierender Kreise auf. Auf die Beziehungen des Reiches zum Auslande hatte die Presse kaum einen Einfluss. Und so wandten wir uns denn in der Zeitung mehr den inneren Problemen der Sozialpolitik zu; in den Vereinen und ihren Vorsitzenden fanden wir freudige und tüchtige Helfer. Man kann sagen: Hannoversche Volkszeitung und Vereinssitzungen, sie gehörten zusammen wie Ruf, Rede und Echo.«³¹ Dass die redaktionelle Arbeit trotz etlicher Helfer schwierig war: es liegt auf der Hand, vieles – sehr vieles – lief über Maxens Schreibtisch, wie er die Artikel auch noch selbst nach Hildesheim bringen musste; mittags, mit dem Zug um kurz nach 13.00 Uhr ...

An den Erfolg der »Hannoverschen Volkszeitung« anknüpfend gründete Wilhelm Maxen Ende 1924 die »Grüße aus der Mariengemeinde«: eine

eigene Wochenzeitung für seine Gemeinde St. Marien mit einem Gottesdienst- und Veranstaltungskalender, mit Berichten von gemeindlichen Aktivitäten wie aus dem Bistum und so manchem belehrenden wie unterhaltenden Artikel. Regelmäßig vier Seiten stark, wurde das Blatt zum Preis von einer Reichsmark vierteljährlich durch Boten in der Gemeinde verteilt, den Rest der Kosten mussten Spenden oder Anzeigen decken; 1934 wurde dieses Gemeindeblatt vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Pressionen zu Gunsten der neu gegründeten Hildesheimer Kirchenzeitung aufgegeben.

Für beide Zeitungen – »Hannoversche Volkszeitung« wie »Grüße aus der Mariengemeinde« – gilt, im Übrigen typisch für die damalige Zeit: Die Artikel waren nicht selten sehr umfangreich, teilweise sogar mit Fortsetzung in der nächsten Ausgabe. Und sie waren direkt/persönlich, häufig in der Ich-Form geschrieben: der jeweilige Autor berichtete etwas, was er selbst erlebt oder gesehen hatte – keineswegs nur Fakten, sondern auch Empfindungen, Wahrnehmungen, Gefühle. Aus der »Hannoverschen Volks-Zeitung« vom 24. Mai 1924 ein kurzes Beispiel, wie Wilhelm Maxen so schrieb:

»Leo XIII., der hochherzige Stifter unseres Flügelaltares, hatte mutvoll dem modernen Attila, dem Unglauben, entgegenzutreten, welcher Stände und Staaten blutig geißelt. Der antike Heide wagte wenigstens den Begriff der Gottheit nicht auszulöschen. Der moderne Heide Europas rühmt sich in kindischem Stolz, dass für seine von ihm beherrschten Naturgesetze ein göttliches Wesen weder wünschenswert noch nötig sei. ... Religio depopulata. Die Religion entvölkert sich – oder das Volk wandert aus der Kirche aus. Das ist das Zeichen des 20. Jahrhunderts. Die Universitäten gehen voran, Ministerien folgen, Gymnasien und Mittelschulen schließen sich an – da verlangt das besitzlose Volk als ein ihm zustehendes Recht, gleichfalls religionslos erzogen zu werden. Es verlangt die weltliche, d. h. religionslose Schule. Mich erbarmt des Volkes, denn wo die Religion im Staat und bei den Besitzenden entschwindet, da hören Gerechtigkeit und Liebe auf, da dünkt sich der Besitzende als unumschränkter Herr, welcher die breite Masse zu Sklaven herabdrücken kann. Wir haben es in Rom erlebt. Spartakus! Das Christentum verlangt Gerechtigkeit und Liebe, Heizer und Direktor, Auktionator und Bankbeamter, Jockey und 1. Vorsitzender des Rennklubs, Chauffeur und Hochtourist, Stenotypistin, Hausmagd und Gutsbesitzerin – sie alle kommen nackt auf diese Erde

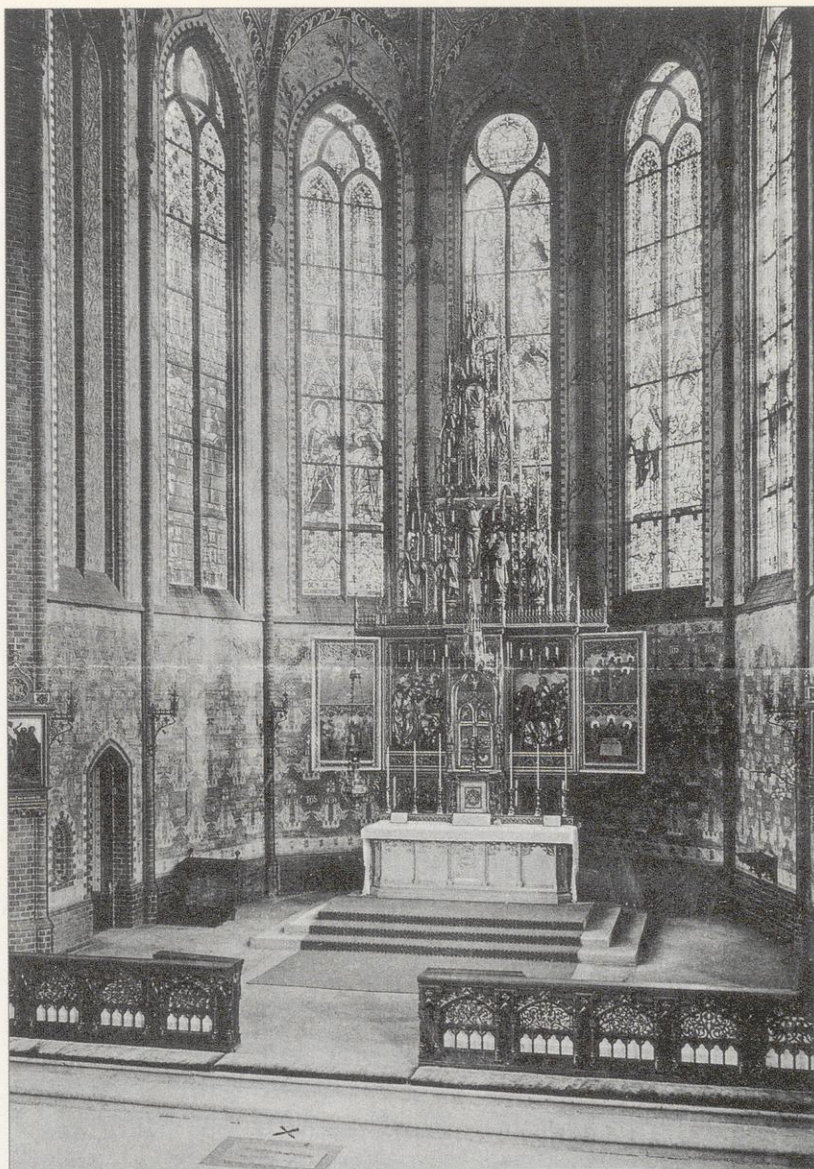


ABB. 6 _ St.-Marien-Kirche, Hannover, Hochaltar und Grabstätte Ludwig Windthorst

und kehren nackt ins Grab zurück, sie bringen nichts Eigenes und nehmen nichts Körperliches mit, sie sind gleich vor Gott und unterscheiden sich nur in Pflichten und Verantwortlichkeit gegen den Urheber des Lebens, der ihnen 30 oder 60 Jahre gewährte, um seine Liebe zu studieren und

nachzuahmen und sich gegenseitig in Liebe zu überbieten. ... In den letzten Wochen kam eine Kriegerwitwe: ›Guten Tag, Herr Pastor. Ich wollte mein Kind verschenken. Ich kann es nicht ernähren. Wissen Sie keinen, der es nimmt? Andere haben mir gesagt, ich wäre dumm, man müsste so ein kleines Ding mal ohne Hemd liegen lassen, dann wäre es bald tot und besser dran. Aber, Herr Pastor, das mochte ich nicht tun. ...‹ Nun suche ich eine kinderlose Familie, die dieses vaterlose, rentenlose, milch- und mutterherzlose kleine Wesen als ein ›wahres Geschenk Gottes‹ liebevoll aufnimmt. Hunde, Katzen, Kanarienvögel und Patenstellen im Zoologischen Garten kann man wohl unterbringen – aber Kinder?«³²

Diese Zeilen mögen reichen – es sollte deutlich geworden sein, wie weit Maxen in seinen Texten den Bogen spannte, wie er an historischen Ereignissen anknüpft, wie grundsätzlich er eine Art »Christliches Anforderungsprofil« formuliert und wie er am Schluss ein ganz konkretes Problem nicht der Zeit, sondern seiner Gemeinde anspricht; trotz einer uns natürlich etwas fremd erscheinenden Sprache: ich finde das schon bemerkens- und bedenkenswert, was Wilhelm Maxen hier formuliert – und wie er den Finger auf letztlich doch wohl stets offene Wunden legt ...

Lassen Sie uns bei unserem Blick auf das Leben und Wirken von Wilhelm Maxen weitergehen: Wilhelm Maxen als Seelsorger; worüber ich nun ja doch auch schon einiges gesagt habe. Zunächst einmal: Maxen war ein Seelsorger »in Beziehungen«, im ständigen Kontakt zu seinen Mitbrüdern wie zu den Menschen, mit denen er als Priester zu tun hatte. Zu seinen engeren Freunden gehörten u. a. Christian Schreiber, Bischof von Meißen bzw. Berlin, und Carl Sonnenschein, der Berliner »Großstadtpastor« und Vordenker wie »Vor-Macher« moderner Großstadt- und Diaspora-seelsorge; mit denen er in Rom zusammen studiert hatte und mit denen er sich zeit seines Lebens immer wieder austauschte.³³ Anlässlich des 40-jährigen Priesterjubiläums von Wilhelm Maxen hat Sonnenschein seine »Erfahrungen« mit diesem u. a. so zusammengefasst:

»Das Pfarrhaus in der Marschnerstraße: ein Haus ohne Riegel. Wer nicht gerade bloß Brot heischt, kommt zu Pastor Maxen selber. Kann sein Herz bei ihm ausschütten. Er hat Zeit für ihn! Schon das ist wichtig, dass Menschen sich aussprechen können. Die Stube ist ein offenes Haus. Es schellt an der Tür. Das Telephon ruft. Menschen kommen und gehen. Um dieses Pfarrhaus liegt kein Gürtel der Einsamkeit. Freilich muss man

die Menschen holen, der Not muss man nachsteigen. So ist dieses Haus zur Gemeinde geöffnet. ... Ein klassisches Heft: ›Grüße aus der Mariengemeinde‹. Zu Weihnachten 1925 herausgegeben. Eine ernste Gewissensforschung! Der ›Groll gegen die Kirche‹ ist dort notiert. Schon im ersten Vierteljahr verweigerten von 2.800 Familien 750 das ›Pfarrblatt‹. Die sind ›mit dem vertieften Gemeindeleben nicht in Fühlung zu bringen‹ und ›entfremden der Seelsorge‹, allmählich, ganz und gar. Ein Fall für sich ›die heranwachsenden jungen Männer! Von 18 bis 25 Jahren. Die Unverlobten. Die Verlobten. Die offiziell Freien. ›Das wundeste Kapitel der Seelsorge‹. ›Leichtlebigkeit, Vergnügungssucht, Unsittlichkeit, Sportsucht, Wohnungsenge, Aussichtslosigkeit untergraben hier das Fundament guter Ehen‹. Auch die ›jungen Mütter‹ ein Kapitel für sich. Ihre Anteilnahme am Sakramentenempfang und an der monatlichen Predigt ›immer seltener‹. Die Trauungen des einen Jahres 1925: 115 standesamtliche, 38 kirchliche, 77 nur zivile. Von 1919 bis 1925 523 Ehen geschlossen, an denen Katholiken beteiligt sind. Von diesen sind noch 250 ansässig. Diese 250 haben 188 Kinder. 107 eins, 33 zwei, 3 drei und 1 sechs. 196 kein Kind! Hört diese Zahlen. Woher das? Arbeitslosigkeit, Beamtenabbau, Kurzarbeit, Verwirrung der sittlichen Begriffe ... An diese erkannte Großstadt setzt die Seelsorge an. Sie zerreißt die Isolierung des Pfarrhauses. Die Seelsorger gehen von Tür zu Tür. Den Getauten schickt der Pfarrer zum Jahrestag der Trauung Glückwünsche und Einladung zu den Sakramenten. Bei den Begräbnissen geht der Geistliche ins Sterbehaus und spricht am offenen Grabe Gebete der Liturgie und Worte des Trostes. Das ›Pfarrblatt‹ ist Parlament aller Probleme und Sorgen der Gemeinde. Jedes Gemeindemitglied nimmt hier das Wort. Jemand, der ins Rheinland gereist ist und seine Beobachtungen schildert. Eine schlichte Frau, die aus der Caritasarbeit berichtet. Die Ereignisse der Gemeinde sind zur Diskussion gestellt. Das ›Pfarrblatt‹ druckt Aufsätze der Kinder, die die neue Kirchenstatue beschreiben. Der Kaplan trägt seine Wohlfahrtsbitten vor, er muss diesen alten Leuten die Miete bezahlen. So besch reibt er den Fall und reicht den Klingelbeutel herüber.«³⁴

Es gehört zu den besonderen Typika und Leistungen von Pfarrer Wilhelm Maxen, die Notwendigkeit und den dezidiert praktischen Nutzen einer kontinuierlichen und umfangreichen Dokumentation jeglicher seelsorglicher/ gemeindlicher Arbeit erkannt und ein diesbezüglich adäquates Arbeitsinstrument umgesetzt zu haben: die Pfarrkartothek, in die man in St. Marien alles eintrug, was in irgendeiner Weise für das pastorale und



ABB. 7 _ Domkapitular Wilhelm Maxen

caritative Tun von Relevanz erschien. Um möglichst nah bei den Mitgliedern der Gemeinde sein zu können, baute Pfarrer Maxen auch ein komplexes Mitarbeitersystem auf: neben 2–3 Kaplänen arbeitete in St. Marien nach 1924/25 auch stets eine hauptamtliche Seelsorgehelferin – in »Spitzenzeiten« gegen Ende der 1920er Jahre sogar nicht nur eine, sondern bis zu drei ... –, wie die Gemeinde selbst aktiviert wurde; mit einem ehrenamtlichen »Besuchsdienst«, vorrangig für Neuzugezogene.

Einen sehr differenzierten Einblick in das Leben von St. Marien vermittelt der eben bereits erwähnte Weihnachts-Brief Pastor Maxens aus dem Jahr 1925. Auf 16 A5-Seiten führt er ganz dezidiert auf, was es in seiner Ge-

meinde so alles gibt und was nicht; auch dies ist wichtig: Maxen hat Misserfolge niemals schöneredet. U. a. heißt es hier:

»Die bevorstehende Änderung in der Geistlichkeit von St. Marien lässt einen Überblick über die seelsorglichen Aufgaben der Gemeinde angebracht erscheinen.

Die Mariengemeinde, im Jahre 1890 von St. Clemens abgetrennt und im Jahre 1912 um die St. Josephsgemeinde verkleinert, umfasst den Stadtbezirk zwischen St. Joseph, St. Clemens und St. Benno und die Landgemeinden Vinnhorst, Godshorn, Schulenburg, Engelbostel, Heitlingen.

Sie wird durchfahren von den Straßenbahnlinien, 2, 6, 8, 9, 18 und 19 und umfasst die Eisenbahnstationen Hainholz, Herrenhausen, Vinnhorst, den Güterbahnhof, die Continental-Caoutchouc und Guttapercha-Co., die Technische Hochschule, die Eisenbahnwerkstätte Leinhausen, das große Städtische Krankenhaus, die Provinzial-Hebammen-Lehranstalt, die Städtischen Friedhöfe Strangriede, Herrenhausen, Stöcken, die Lungenheilstätte Heidehaus, das Kurhaus Mecklenheide.

Durchzogen und umgeben von den lutherischen Pfarrgemeinden der Christuskirche, Lutherkirche, Hainhölzerkirche, Herrenhäuserkirche, von Marienwerder, Engelbostel stellt die Mariengemeinde einen stets sich entwickelnden Diasporabezirk dar mit einer Seelenzahl von 4.243 Männern und Knaben, 4.161 Frauen und Mädchen, zusammen 8.404.**

An regelmäßigen Gottesdienst werden geboten: Sonntags heilige Messen $\frac{1}{2}$ 7, $\frac{1}{2}$ 8, $\frac{3}{4}$ 9, $\frac{3}{4}$ 10, $\frac{1}{2}$ 12 Uhr, Christenlehre 2 Uhr (40 mal), 4 Predigten, Abendandacht 6 bzw. 8 Uhr. An Wochentagen heilige Messen 7, $\frac{3}{4}$ 8, $\frac{1}{2}$ 9 Uhr und eine im Stift.

Dazu an 8 Sonntagen Versammlungen des III. Ordens, 10 Sonntagen Versammlungen des Müttervereins mit Predigt, 12 Sonntagen Versammlungen der Kongregation mit Predigt, 12 Freitagen Andachten der Jünglinge mit Predigt, 10 Freitagen Herz-Jesu-Andachten mit Predigt, 6 Fastenandachten mit Predigt, 8 Tagen Armenseelenandachten mit Predigt, 6 Freitagen Kreuzwegandacht, im Mai Maiandacht, Fronleichnamsandacht, im Oktober Rosenkranzandacht, monatlich ein Vortrag und vor Schmerzensfreitag vier Vorträge für die Schwestern. Ungefähr 300 Predigten.

In Herrenhausen ist sonntäglich heilige Messe und Hochamt und nachmittags Christenlehre, dazu Herz-Jesu-Andacht mit Predigt und Fastenandacht mit Predigt. Dazu wöchentlich Vortrag für Jungfrauen und wenigstens monatlich für Jünglinge mit wöchentlich einmaligen Unterricht für die Kinder aus der lutherischen Schule. – Rund 290 Predigten und Vorträge.

Gelegenheit zur heiligen Beicht vor Festtagen $\frac{1}{2}$ 5 bis 7, $\frac{1}{2}$ 9 bis 10 Uhr, morgens von 7 Uhr, vor Herz-Jesu-Freitagen abends 6 oder 8 Uhr.

Heilige Kommunionen betrugen 70.000; am Sonntagsgottesdienst beteiligten sich in St. Marien 2.625, in Herrenhausen 220. Die Hauskranken erhalten die heilige Kommunion mindestens monatlich (30), die akut Erkrankten wöchentlich.

Im Städtischen Krankenhaus sind jährlich wohl 1.500 katholische Kranke. An zwei Nachmittagen ist regelmäßige Pastoration. Am folgenden Morgen Provisionen. Gewöhnlich wird jede Woche zweimal besonderer Besuch erfordert. Wir sind mit dem Krankenhaus durch eigenes Telefon verbunden. Leider ist es ganz unmöglich, die vielen körperlich Genesenen, welche sich über die ganze Stadt verteilen, nach der Entlassung wieder aufzusuchen und die entdeckten Unordnungen seelsorgerlich zu korrigieren. Das Städtische Altersheim Mecklenheide und die Lungenheilstätte Heidehaus werden monatlich oder auf besonderen Wunsch pastoriert. Dem Antrag des Caritasverbandes, im Anschluss an die Krankenhausesseelsorge bei den Angehörigen planmäßige Caritas zu üben, lässt sich noch nicht entsprechen.

Die heilige Taufe wird sonntäglich oder auf Wunsch zu jeder Zeit gespendet. Zum heiligen Sakrament der Ehe wird regelmäßig Vorbereitungsunterricht erteilt bei jedem einzelnen Paare. Allgemeiner Unterricht, an dem ca. 200 Mädchen teilnehmen, alle 2 Jahre.

Die Verhütung von Ehescheidungen (37 in diesem Jahre) ist meistens vergebens versucht. Unter 1.270 gemischten Ehen waren ungefähr 500 nicht katholisch getraut.

In der Gemeinde steht die Hebammen-Lehranstalt. Wöchentlich wird getauft. Die Schülerinnen erhalten Unterricht über die religiösen Pflichten der Hebammen.

Um die vielen unehelichen Kinder und Mütter können wir uns nur selten erfolgreich kümmern, da es an katholischen Pflegeeltern und katholischen Familien und Häusern fehlt, welche Kind oder Mutter aufnehmen. Sowohl ein Aufnahmehaus für uneheliche und verlassene Mütter wie ein Fürsorgehaus für gefährdete und gestrandete Mädchen sind für Hannover eine unbedingte Notwendigkeit.

In der 15-klassigen Volksschule und in der paritätischen Mittelschule wird der Katechismus, in letzterer der ganze Religionsunterricht durch die Geistlichen erteilt. Um die Anmeldung in die katholische Schule zu erreichen, werden die sechsjährigen Kinder im Herbst vor dem Anmeldetermin durch die Pfarrhelferinnen besucht. Einige Kinder aus städtischen Töcherschulen und lutherischen Vorortsschulen werden besonders im Pfarrhaus unterrichtet. Der Perikopenunterricht ist leider ausgefallen.

Den Ersatz bietet die sonntägliche Kinderpredigt im Schulgottesdienst. Viele Kinder gehören dem Kindheit-Jesu-Verein an und halten außerdem religiöse Zeitschriften und Kalender. Im vorgeschriebenen Jahr wird wöchentlich in je 2 Stunden für Knaben und Mädchen getrennter Kommunionunterricht gegeben. Der Entlassungsbericht für die Vierzehnjährigen erfolgt von Dezember bis April wöchentlich für Knaben und Mädchen in ca. einer Stunde durch den Pfarrer. Vor und nach der Schulentlassung treten die Kinder in den Jünglingsverein und in die Jungfrauenkongregation ein, über welche Vereine ein eigener Bericht beiliegt.

Die jüngeren Ehefrauen treten in den Mütterverein, der ihnen durch ca. 40 Ordnerinnen allmonatlich die Zeitschrift ›Die Mutter‹ überreichen lässt und freiwillige Spenden für Wöchnerinnen und Arme entgegennimmt und sie zur Monatskommunion versammelt.

Am ersten Jahrestag der Trauung erhalten die Eheleute Glückwunschkarte mit Aufforderung zur heiligen Kommunion. Der Sakramentenempfang und die Beteiligung an der monatlichen Predigt wird seitens der jungen Mütter immer seltener. Der Mütterverein zählt 650 Mitglieder. In Verein mit dem katholischen Frauenbund sorgen Mütterverein und Elisabethverein für die Bedürftigen.

Der Paramentenverein versammelt sich wöchentlich unter Leitung einer Schwester und bringt Beiträge durch Sammlungen auf.

An der monatlichen Rosenkranzbruderschaft mit Prozession beteiligten sich Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Frauen.

Der männliche Teil der Gemeinde macht schon nach der Schulentlassung große Sorge durch das Abgleiten in neutrale Sportsverbände. In den Gesellenverein treten nur wenige. Um dem Kolpingswerk auch in der Mariengemeinde ein Fundament zu geben, hat der Gesellenverein in der Windthorststr. 1 ein Haus erworben, das mit ungefähr 60 Betten belegt werden kann und von Pastor Wüstefeld mit verwaltet werden soll. Auf die Dauer wird hier auch ein eigener Präses aus dem Pfarrklerus von St. Marien bestellt werden müssen. Einige Kaufleute treten dem in St. Clemens tagenden Kaufmännischen Verein bei. Die Zahl derselben ist äußerst gering.

Überhaupt bleibt der Seelenzustand der jungen Männer von 18–28 Jahren, der unverlobten, verlobten und offiziell freien Jünglinge wohl das wundeste Kapitel unserer Seelsorge. Wir haben schon zu besonderen Exerzitien aufgefordert aber mit kläglichem Erfolg, obwohl von der Kanzel und durch besondere Einladungen an Hunderte die Aufforderung ergangen war. In der letzten Hausmission, welche in erster Linie den Verheirateten gewidmet war, mussten die Ledigen und Logisleute in andersgläubigen Familien beiseite gelassen werden. Wir haben die Adressen von 800 Katholiken aus obiger Altersklasse.

Sowohl von Seiten des Männervereins wie einer durch Herrn Kaplan Rudolph ins Leben gerufene Jungmännergruppe ist die Erfassung dieses bedrohten und als Haupt späterer Familien in erziehlicher Hinsicht so sehr zu beeinflussenden Teiles der Gemeinde fehlgeschlagen. Die Leichtlebigkeit, Vergnügungssucht, Unsittlichkeit, Sportsucht, Wohnungsenge und Aufsichtslosigkeit fordern hier Opfer, die als Fundament einer katholischen Ehe kaum zu empfehlen sind. – Es wurde versucht, diese Gefährdeten zu loser, religiöser Monatsvereinigung zusammenzuschließen. – Vergebens. Im Anschluss an die vom Jünglingsverein nicht Erfassten müssten diese Seelen vielleicht durch einen gesonderten Seelsorger besucht werden. P. Otten hat jetzt vier Gemeinden Hannovers durchpastorisiert und kommt zu demselben Ergebnis in Bezug auf diese größeren Jünglinge. – Die Lösung dieser Frage erfordert jedenfalls noch eingehende Beratung, getragen von dem ernststen Willen, diesen mitten im Lebenskampf oft alleinstehenden Teil der Gemeinden zu retten und zu festigen. –

Der katholische Männerverein St. Maria hat in den über 30 Jahren seines Bestehens 311 Arbeiter, kleine Beamte und Handwerker gesammelt. Monatlich 2 Versammlungen mit Vorträgen, gemeinschaftliche heilige Kommunionen, offizielle Beteiligung an Prozessionen und Stundengebet. Liedertafel (70) und monatliche Vorstandssitzungen. Eigenes Vereinshaus aus den Beiträgen der Mitglieder. Das katholische Kasino St. Marien mit geistlichem Beirat umfasst 70 Privatbeamte, Meister, selbständige Kaufleute. Gemeinschaftliche heilige Kommunionen und offizielle Teilnahme am Stundengebet und Prozessionen. Andere Männer gehören dem Kaufmännischen Verein, dem Kasino Constantia, dem Akademikerverein, den verschiedenen Philisterzirkeln an. Sowohl Männerverein wie Kasino haben Beerdigungskassen, ersterer Kranken- und Wöchnerinnenunterstützung. Am monatlichen Männerapostolat beteiligen sich unter Leitung eines Geistlichen 250, welche die gleichnamige Monatszeitschrift beziehen.

Die ›Hannoversche Volkszeitung‹, neu begründet 1898 und zu einem Tagesorgan ausgestaltet, hat in der Gemeinde 500 Abonnenten. Besser gestellten Familien wird das Abonnement der Germania, Köln. Volkszeitung, Allgemeine Rundschau, Neues Reich, Stimmen der Zeit, Hauschatz, Franziskusstimmen und katholische Kalender zeitweise vermittelt.

Besonders im vorletzten Jahre hat die Geistlichkeit an der ›Hannoverschen Volkszeitung‹ durch Lieferung religiöser und kirchengeschichtlicher Artikel mitgearbeitet, um die Verbindung mit dem Gotteshaus und Gottesdienst herzustellen und zu festigen. Eine größere Abonnentenzahl war nicht zu erreichen. So blieben ca. 2.300 Familien und viele Alleinstehende von der speziellen durch die Volkszeitung zu erreichenden Beeinflussung ausgeschlossen.

Da eine regelmäßige Hauspastoration außer Krankenbesuchen fast ausgeschlossen war, fühlten wir uns nach der Katholikenversammlung zur zehnwöchentlichen Hausmission durch die Redemptoristenpatres veranlasst. ...

... Bei den Besuchen um Wiedereingliederung der Gleichgültigen und Abtrünnigen traten eine ganze Reihe von Umständen, Veranlassungen, Umständen, Begriffen an die Öffentlichkeit. Um die Straßenmissionäre in alle

Familien unbehindert einführen zu können, war durch Rundschreiben überall bekannt gegeben, dass die Missionäre keineswegs Almosen sammeln wollten.

Viele ungetraute Ehepaare glaubten, das Geld für die Trauung nicht aufbringen zu können. Anderen, zumal den Frauen, fehlte die Kleidung. In erschreckender Weise sind die entbehrlichsten Sachen zum Pfandhaus gebracht und verfallen. Es kamen Brautleute, die glaubten, von der Kirche die Aussteuer zu erhalten. Ein Paar brachte eine Bibel, um für den von mir erwarteten Preis die standesamtlichen Gebühren zu bestreiten.

Schauerhafte Wohnungsverhältnisse! Zur Eintragung in die Dringlichkeitsliste erfolgt die standesamtliche Trauung. Später hindert Menschenfurcht und Zwang der Abzahlungsgeschäfte die Veranstaltung kirchlicher Trauung, die nach der Meinung der Mitwelt wenigstens eine kleine Feier nötig macht.

Die Arbeitslosigkeit und der Beamtenabbau hat ebenso wie die Kurzarbeit viele nicht zur kirchlichen Trauung kommen lassen. Die sittlichen Begriffe sind ganz und gar verworren; Krieger und Kriegerwitwen haben die Kriegssereignisse noch nicht vergessen, die ihnen, den Unschuldigen, so horrende Opfer erlegt hatten. Das Kriegsspielen mancher Kreise treibt die neugetrauten Paare zur gewollten Kinderlosigkeit an. ›Wir wollen kein Kanonenfutter in die Welt setzen‹.

Die wirtschaftlichen Zustände gelten als Anklagematerial gegen Gottes Weisheit und Gerechtigkeit, gegen die Kirche, die es angeblich mit den Reichen halte. ...«³⁵

Mit Sicherheit zu den Höhepunkten des Wirkens von Wilhelm Maxen in Hannover – und zu den «Highlights» in der Geschichte der katholischen Kirche in Hannover überhaupt – gehörte der 63. Deutsche Katholikentag vom 30. August bis 3. September 1924.³⁶ Dass er in Hannover durchgeführt wurde – in der Diaspora –, war zu einem nicht unerheblichen Teil ein Verdienst von Wilhelm Maxen, der – anfangsbegeistert von der Idee einer katholischen Groß- und damit «Werbe»-Veranstaltung – seine mannigfachen Kontakte zum Zentralkomitee der deutschen Katholiken und zum Zentrum nutzte, um die Veranstaltung wirklich nach Hannover zu holen; wobei er realiter übrigens in der «zweiten Reihe» blieb, die vor-

bereitenden Gespräche führte der Lindener Pfarrer Gustav Becker – übrigens anfangs gegen den Willen von Bischof Dr. Joseph Ernst, der zunächst Sorge hatte, dass man sich bistumsseitig damit «überhob». Letztlich wurde das Ganze mit über 5.000 Dauer- und bis zu 30.000 Tagesbesuchern jedoch ein großer Erfolg; sogar finanziell blieb am Ende ein kleines Plus, das für den projektierten neuen Kirchbau in Hannover-Süd verwendet wurde. Unter dem Motto «Hörte die Kirche» ging man an drei Veranstaltungstagen Themen wie «Der Katholik in der Diaspora», «Kapital und Arbeit», «Jugend – Nationalismus – Pazifismus» und «Katholische Frauen und Frauenaufgaben der Gegenwart»; übrigens: die erste offizielle Veranstaltung von Frauen für Frauen auf einem Katholikentag fand in Hannover statt ... Hauptveranstaltungsort war die hannoversche Stadthalle, die Gottesdienste wurden in allen hannoverschen Kirchen gefeiert – in St. Marien übrigens einer durch Nuntius Eugenio Pacelli, der auf dem Katholikentag mit großem Nachdruck eine »Rückkehr zu Christus« forderte, «nicht nur in dem Leben des einzelnen, sondern auch in Staat und Gesellschaft, in allen Beziehungen und Auswirkungen des öffentlichen Lebens.»³⁷

Überhaupt gab es in Hannover so manche gesellschaftsbezogenen Analysen und Appelle – wie etwa im Vortrag des Würzburger Universitätsprofessors und Moraltheologen Ludwig Ruland, der in seinem «Arbeit und Kapital» betitelten Vortrag harte Kritik an modernen kapitalistischen Formen übte, in denen vergessen sei, dass die Welt des Menschen wegen und der Mensch Gottes wegen da sei: Arbeitskraft sei für ein Unternehmen genauso wichtig wie Kapital – «Keineswegs dürfen wir uns verleiten lassen, unter dem Vorwand der wirtschaftlichen Notwendigkeiten ... einseitig alle Lasten auf die Schultern des arbeitenden Standes zu legen. Das Interesse des Privatbesitzes muss seine Grenzen finden an dem Wohle des Gesamtvolkes. Die Versöhnung von Kapital und Arbeit kann nur der Geist des Christentums bringen, der beiden Elementen unter dem ewigen Sittengesetz die entsprechende Geltung zuweist.»³⁸

Eindeutiger Höhepunkt des Katholikentags war das sonntägliche Pontifikalamt mit Nuntius Pacelli auf dem hannoverschen Schützenplatz mit rund 60.000 Teilnehmern. Die Predigt hielt Christian Schreiber, Bischof von Meißen und langjähriger Freund von Wilhelm Maxen, der in ihr ein vehementes Plädoyer für die Relevanz der Werte des Christentums für den einzelnen Menschen und die Gesellschaft insgesamt ablegte; die

Predigt ist sowohl durch die von Maxen herausgegebene Katholikentagszeitung als auch in seinen Lebenserinnerungen überliefert.³⁹

Es zeichnet Pfarrer/Pastor Wilhelm Maxen in ganz besonderer Weise aus, dass er Großereignissen wie dem Deutschen Katholikentag stets einen »pastoralen Nachsatz« anfügte – in diesem Fall eine Haus- und Kapellenmission vom 10. September bis 3. November 1924. Missionen als Tage intensiver Seelsorge waren in der katholischen Kirche Deutschlands ab der Mitte des 19. Jahrhunderts weit verbreitet. Auch in St. Marien hatten schon verschiedentlich Missionen stattgefunden, letztmalig 1915.⁴⁰ In ihnen wurden den Gemeindemitgliedern stets eine Woche lang Gelegenheit geboten worden, Predigten zu verschiedenen religiösen Themen zu hören, Gottesdienste mitzufeiern und vor allem das Bußsakrament zu empfangen; Aufgabe der Mission war stets die Umkehr des Gläubigen. Die Haus- und Kapellenmission war grundlegend anders strukturiert. Ihre Methode beruhte auf der These, dass die Kirchenentfremdung keine Glaubensentscheidung war, sondern auf der individuellen Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit des Einzelnen beruhte. Im Unterschied zur »normalen« Mission wurde in ihr also ganz dezidiert die Gruppe der nichtpraktizierenden Katholiken angesprochen. Drei wesentliche Merkmale können hervorgehoben werden. Zum einen wurden die Gemeindemitglieder durch die Missionare zu Hause besucht und wurde der Erfolg oder Nichterfolg in einem Karteisystem festgehalten. Schließlich wurde die Teilnahme an den eigentlichen Missionsveranstaltungen durch die günstige und nahe Lage des Versammlungsortes (also nicht nur die Kirche, sondern auch Schulen und andere größere Räume) sowie ein breitgefächertes Kursangebot erleichtert und attraktiv gemacht.⁴¹ Die Haus- und Kapellenmission in St. Marien war die erste Mission dieser Art in Deutschland überhaupt.⁴²

Am Morgen und Abend eines jeden Tages wurden von insgesamt vier Redemptoristenpatres – Maxen hatte sie wie diese spezielle Missionsmethode bei einer seiner verschiedentlichen Reisen nach Holland kennen gelernt – Gottesdienste und Predigten gehalten, tagsüber wurden dann die Familien besucht und zur Teilnahme an den Missionsveranstaltungen eingeladen. Durch die im Vorfeld der Mission durch Gemeindemitglieder geleistete systematische Vorarbeit der Mission mit Einteilung der Gemeinde in verschiedene Bezirke sowie einer möglichst genauen Erhebung der Katholiken wurden in der eigentlichen Mission auch die dem kirch-

lichen Leben entfremdeten und nur noch formal zur Gemeinde gehörigen Personen erreicht. Der Erfolg der Mission war enorm.⁴³ Von 8.500 Gemeindemitgliedern nahmen 3.500 an den Missionsveranstaltungen teil, 16.000 heilige Kommunionen konnten ausgeteilt werden und der Besuch der Werktagsmessen wuchs von 160 auf 600.⁴⁴ Zweifelsohne hat diese religiöse Euphorie nicht auf Dauer angehalten, doch kann man durchaus von einer wesentlichen Belebung des gemeindlichen Lebens durch die Mission sprechen. U.a. war auch die Einrichtung einer Filialkirche in Herrenhausen – St. Adalbert – ein Ergebnis der Mission; man hatte erfahren, dass der weite Weg nach St. Marien viele Herrenhäuser vom Kirchgang abhielt.⁴⁵ In St. Marien arbeiteten in den folgenden Jahren immer wieder kurzzeitig Missionare für eine Vertiefung des religiösen Lebens.⁴⁶ Eine große Missionserneuerung fand 1934 statt. Diese Mission – ein Jahr nach der nationalsozialistischen Machtübernahme – wurde in allen katholischen Kirchen Hannovers vom 11. bis 28. Oktober 1934 durchgeführt.⁴⁷

Will man Wilhelm Maxens Verständnis – Theorie wie Praxis – seelsorglichen Auftrags zusammenfassen, so stößt man dabei unweigerlich auf einen Artikel, den ich abschließend wenigstens ausschnittsweise noch zitieren möchte: auf einen Aufsatz, den Wilhelm Schwer, Professor für Christliche Sozialwissenschaften an der Universität Bonn, 1914 unter dem Titel »Die alte Pfarrei in der neuen Stadt« in der »Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge« veröffentlicht hat:

»Nicht so sehr die Größe als die Geschichts- und Traditionslosigkeit, der Mangel an kulturellen Bindungen und sozialen Verflechtungen, an innerer Homogenität der Glieder, an Heimatgefühl, Bodenständigkeit und Gemeinschaftsbewusstsein lässt die heutige Großstadtpfarrei auseinander bröckeln. Ihr Leben und Sterben wird davon abhängen, ob es ihr gelingt, in dem lockeren Sandboden einer angeschwemmten Fremdenbevölkerung wieder Wurzeln zu fassen und diese wieder zu einer Pfarrgemeinde zusammenzuschließen.«⁴⁸

Ein Weg zur Erreichung dieses Zieles für Maxen: immer wieder an geschichtliche Ereignisse, Personen, Denkmäler und Bildwerke anzuknüpfen – u. a. durch seine zahlreichen und fundierten Beschreibungen und Deutungen der Ausstattung der Marienkirche. Und natürlich ließ Wilhelm Maxen auch kaum eine Gelegenheit aus, an den Stifter »seiner« St.-

Marien-Kirche zu erinnern – an Ludwig Windthorst, dessen alljährlichen Gedächtnisfeiern an seinem Todestag, dem 14. März, stets »Großdemonstrationen« des Politischen Katholizismus Hannovers waren. Gerade auch jüngere Menschen versuchte Maxen hierbei für die »katholische Sache« zu gewinnen, die für ihn ja gesellschaftlich-politisches Engagement unabdingbar mit einschloss.

Wilhelm Maxen: Priester – Publizist – Politiker, ein Mann mit drei Berufen (und Berufungen...), wobei die Basis – und das Ziel – seiner Arbeit zweifelsohne im eigentlichen kirchlichen Bereich lag/ liegt. Nur dass er eben schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen uns heute – noch oder wieder, das lasse ich offen – modernen Kirchenbegriff besaß und in die Tat umzusetzen versuchte. Wie sagte er doch 1924 einmal:

»Nicht Lehren, nicht Flugblätter, nicht Versammlungen, nicht Festzüge beweisen die Lebenskraft des Christentums. Nur Leben erzeugt Leben! Weder aus der Krippe noch vom Kreuz starrt uns ein Buch oder ein Paragraph, eine Resolution entgegen! Nein, ausgebreitete Arme. Leuchtende Augen, glühender Atem, wogende Pulse rufen uns allen zu: ›Kommt! Sehet! Prüfest! Kostet! Nehmet hin und esset! Bleibet bei mir! Bringet die Kinder! Holet die Armen! Holet die Hirten! Holet die Herde!«⁴⁹

Wilhelm Maxen: ein Politiker, Publizist und Priester, der nicht darauf gewartet hat, dass die Menschen zu ihm bzw. in seine Kirche kommen – sondern jemand, der seinerseits konsequent und entschlossen auf die Menschen zugegangen ist, der die gesucht hat, die auf ihrem jeweiligen Lebensweg Begleitung gebraucht haben. Ein – wie ich finde – ungemein profilierter und visionärer – nicht utopischer – »Überzeugungstäter«, an den »anzudocken« uns sicherlich auch heute in mancherlei Weise gut tun würde.

¹ Konrad Algermissen, Pastor Maxens letzte Fahrt, in: Unsere Diözese in Vergangenheit und Gegenwart 31 (1962), S. 80–89, hier: S. 80. S. dazu auch den Bericht in Katholisches Kirchenblatt für das Bistum Hildesheim 37/38, 15.12.1946.

Vortrag beim Verein für Geschichte und Kunst im Bistum Hildesheim und beim Bischöflichen Gymnasium Josephinum Hildesheim am 28. Februar 2008 in Hildesheim.

² Winfried Henze, Er ließ das Herz sprechen, in: Kirchenzeitung für das Bistum Hildesheim 36, 19.6.1981.

³ Franz-Joseph Wothe, Wilhelm Maxen. Wegbereiter neuer Großstadtseelsorge, Hildesheim 1962.

⁴ Bistumsarchiv Hildesheim, Nachlass Pfr. Wilhelm Maxen, Lebenserinnerungen, S. 35–39.

⁵ Ebd., S. 44.

⁶ Wothe, Maxen (wie Anm. 3), S. 12; Bistumsarchiv Hildesheim, Personalakten Priester, Wilhelm Maxen, Bd. 1.

⁷ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 67.

⁸ Zeugniszensuren einfügen.

⁹ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 76.

¹⁰ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 138.

¹¹ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), 140.

¹² Thomas Scharf-Wrede, Das Bistum Hildesheim 1866–1914. Kirchenführung, Organisation, Gemeindeleben, Hannover 1995, S. 492.

¹³ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 153.

¹⁴ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 156.

- ¹⁵__ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 160.
- ¹⁶__ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 162 f.
- ¹⁷__ S. hierzu ausführlich Scharf-Wrede, Bistum Hildesheim (wie Anm. 12), S. 491–516.
- ¹⁸__ Scharf-Wrede, Bistum Hildesheim (wie Anm. 12), S. 511.
- ¹⁹__ Tagebuch Volksvereinsgeschäftsführer, 26. Juni 1901, Aus unseren Volksvereinen, Windthorstbund, Sozialer Unterrichtskursus des Volksvereins, in: Bistumsarchiv Hildesheim, Nachlass Pfr. Wilhelm Maxen.
- ²⁰__ Wothe, Maxen (wie Anm. 3), S. 61–63.
- ²¹__ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 182.
- ²²__ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 188.
- ²³__ Wothe, Maxen (wie Anm. 3), S. 65 f.
- ²⁴__ Bistumsarchiv Hildesheim, Nachlass Pfr. Wilhelm Maxen, Typskript, P. Wiesen zum 16.7.1927. Ab 1923 erschien, herausgegeben von der »Arbeitsgemeinschaft« Seelsorgehilfe, auch eine eigene Zeitschrift: »Die Seelsorge«, dazu als Beilage noch die »Beiträge zu zeitgemäßer Seelsorge bzw. zu neuzeitlicher Seelsorgehilfe«. In ihr verknüpften sich seelsorgliche/pastorale Ideen/Theorien mit praktischen Erfahrungen.
- ²⁵__ Zit. nach Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 219 f.
- ²⁶__ Bertram an Schreiber, 25.6.1906, Bistumsarchiv Hildesheim, Personalakten Priester, Wilhelm Maxen, Bd. 1.
- ²⁷__ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 221 f.
- ²⁸__ Zit. nach Joachim Raffert, M.d.R. im Reichstag für und aus Hildesheim 1867–1933, Hildesheim 1999, S. 172.

- 29_ Zur HVs. Thomas Scharf, Katholische Kirche und Bistum Hildesheim im Spiegel der »Hannoverschen Volks-Zeitung« von 1918 bis 1933, Staatsexamensarbeit Universität Osnabrück, Osnabrück 1986.
- 30_ Ebd., S. 101f. Anlass für den Artikel: der Umzug in ein neues Redaktionsgebäude in der Nordmannpassage.
- 31_ Zit. nach Wothe, Maxen (wie Anm. 3), S. 55f.
- 32_ Bistumsarchiv Hildesheim, Nachlass Pfr. Wilhelm Maxen, Erinnerungen an St. Marien, S. 51f.
- 33_ Zur Freundschaft von Maxen und Sonnenschein s. Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 265–270.
- 34_ Carl Sonnenschein, Das Pfarrhaus in der Marschnerstraße, Pfarrarchiv Hannover St. Marien, Grüße aus der Mariengemeinde 43, 28.10.1927.
- 35_ Pfarrarchiv Hannover St. Marien, Pastor Maxen, Aus der St. Marien-Gemeinde in Hannover. Weihnachten 1925, Hannover 1925.
- 36_ Thomas Scharf, Die 63. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Hannover (30.8.–3.9.1924), in: Die Diözese in Vergangenheit und Gegenwart 55 (1987), S. 157–173.
- 37_ Zit. nach ebd., S. 168.
- 38_ Zit. nach ebd., S. 169.
- 39_ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 334–336.
- 40_ Pfarrarchiv Hannover St. Marien, 60, Missionen.
- 41_ B. Scholten, Die Volksmissionen der norddeutschen Redemptoristen zwischen den Weltkriegen (1918–1939), Bonn 1980, S. 123f.
- 42_ Die Methode der Haus- und Kapellenmission wurde Anfang der 1920er Jahre in Holland von den dortigen Redemptoristen erst-

malig angewandt. Pfarrer Maxen hielt sich des Öfteren in Holland auf und hatte dort auch Kontakt zu Redemptoristen, u.a. auf dem Eucharistischen Kongress in Amsterdam 1924. Vgl. auch Scholten, Missionen (wie Anm. 41), S. 127.

- 43_ S. auch Pfarrarchiv Hannover St. Marien, Grüße aus der Mariengemeinde, 40, 7.11.1934.
- 44_ Scholten, Missionen (wie Anm. 41), S. 142; Wothe, Maxen (wie Anm. 3), S. 99–101.
- 45_ Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 243.
- 46_ S. Pfarrarchiv Hannover St. Marien, Grüße aus der Mariengemeinde, 6, 9.2.1930.
- 47_ Eine erste Ankündigung findet sich im Gemeindeblatt der Mariengemeinde Grüße aus der Mariengemeinde 5, 4.2.1934, Pfarrarchiv Hannover St. Marien. Die große Einladungsanzeige wurde ebd. 38, 23.9.1934 abgedruckt.
- 48_ Zit. nach Wothe, Maxen (wie Anm. 3), S. 105.
- 49_ Ebd., S. 126. Lebenserinnerungen (wie Anm. 4), S. 51 f.